

GESCHICHTEN VON UNTERWEGS

Von abenteuerlichen Fahrten und ungewöhnlichen Erlebnissen

GEWIDMET DEN UNZÄHLIGEN GEFÄHRTEN „VON UNTERWEGS“

BESONDERS GENANNT SEIEN:

GEBHARD BREUSS, HEINRICH DOBLHOFF-DIER, JOSEF FREITAG,
HANS HUTTICHER, ANDREAS KNAPP, JOACHIM KOFFLER, OTTO
LADSTÄTTER, ANTON LEICHTFRIED, GERHARD MARSCHÜTZ,
BARBARA RAUCH, GERHARD REITZINGER, MANFRED SCHEUER,
ELMAR TSCHEGG, GÜNTER VIRT, FRANZ WIDHALM

Gisbert Greshake

GESCHICHTEN VON UNTERWEGS

Von abenteuerlichen Fahrten und
ungewöhnlichen Erlebnissen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de>
abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2020
ISBN 978-3-95948- 503-6

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	7
I. GASTFREUNDSCHAFT	9
Ja und nein, so und so	
<i>An der „Herberge des barmherzigen Samaritans“</i>	9
<i>„Cousins perhaps, but not brothers!“</i>	13
II. DURCHS WILDE KURDISTAN UND NOCH VIEL WEITER ...	17
Unterwegs zum Trekking im Himalaja	
<i>Lächeln</i>	17
<i>Revolutionsgarden – einmal so, einmal anders</i>	21
<i>„A better proverb“</i>	27
<i>Ohne Verfallsdatum</i>	31
III. „IN DIE WÜSTE WILL ICH SIE FÜHREN ... (HOS 2,16).“	37
Wüste als spiritueller Raum und faszinierendes Reiseland	
<i>Spirituelle Herausforderungen der Wüste</i>	38
Einfaches Leben und Freiheit	38
Gemeinschaft werden	39
Schweigen	40
Wahrheit und Entscheidung	42
Zeiterfahrung	43
<i>Reise-Stil und –Ordnung</i>	46
<i>Die Wüste ist schön – die Wüste ist schrecklich</i>	51
Schönheit	51
Schwierigkeiten und Gefahren	66

IV. „AUF ZUM ACHTTAUSENDER DER SAHARA!“	71
Durch die Ténéré und den „Großen Erg von Bilma“	
<i>Die Anfahrt</i>	73
<i>Im „ schaurig-schönen“ Erg von Bilma</i>	81
<i>In Tamanrasset: Eine Autobatterie und mehr</i>	88
<i>„Grenz“-Erfahrungen</i>	91
V. ALS „ASYLANT“ UNTERWEGS	95
Durch Mauretanien	
<i>Eine „schrecklich komplizierte“ politische Lage</i>	95
<i>„Das verbiete ich Ihnen!“</i>	100
<i>Manövrierunfähig</i>	103
VI. AUF DER SUCHE NACH DEM GOTTESBERG	107
Freie Fahrt im Sinai	
<i>Das Reiseprojekt</i>	107
<i>Grenzprobleme</i>	110
<i>Vom Sirbonischen See zum Gottesberg</i>	113
VII. QUER DURCH AFRIKA IN DEN SUDAN	127
Freundliches und Befremdliches	
<i>Eine abenteuerliche Anreise</i>	127
<i>Ahlan wa sahlan</i>	134
<i>Ausklang am Roten Meer</i>	138
VIII. UND IN EUROPA?	145
Zugleich ein ganz kurzes Nachwort	
<i>Italien (1): „Bitte, steigt ein!“</i>	146
<i>Italien (2): „Kommt mit zu mir!“</i>	147
<i>„Da geht garnix!“- „Doch!“</i>	148

VORWORT

Wenn ich in meinem vorgerückten Alter mit großer Dankbarkeit auf das viele Schöne und Beglückende zurückblicke, das mir im Leben zuteil wurde, so gehört dazu nicht zuletzt die Möglichkeit, auf zahlreichen Reisen die Welt kennenzulernen: die so unterschiedlichen Menschen mit ihren mannigfaltigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Kulturen, - die Schönheit und der schier unendliche Abwechslungsreichtum der Landschaft, - die endlose, weil immer mehr und neu sich öffnende Weite des Horizonts. So konnte ich zum Beispiel zusammen mit Freunden auf unterschiedlichsten Pisten und manchmal auch durch weglose und unerschlossene Regionen sechsendreißigmal die Sahara in Geländewagen durchqueren und – oft unmittelbar im Anschluss daran – eine Vielzahl von schwarz-afrikanischen Ländern besuchen. Einmal war es mir vergönnt, von Europa mit eigenen Wagen nach Indien/Nepal und ein anderes Mal nach China zu fahren. Ganz abgesehen von den vielen Reisen mit anderen Verkehrsmitteln sowie den zahlreichen Wanderungen zu Fuß. So erschloss sich mir beim ersten Besuch das sog. „Heilige Land“ ganz und gar per pedes. Dreimal führte mich der Pilgerweg nach Santiago. Und das italienische Mittelgebirge, vor allem die Abruzzen, wurde mir bis ins Detail so vertraut, dass ich über eine ihrer Regionen einen Reiseführer verfasste. So kenne ich bislang von den insgesamt ca. 195 Staaten der Welt¹ an die 75 aus eigener Anschauung, konnte in vielen persönliche Kontakte knüpfen und in nicht wenigen mich auch an dortigen Projekten beteiligen.

Auf diesen Reisen gab es natürlich – wie jeder von seiner eigenen Reise-Erfahrungen weiß – viele hervorstechende Erlebnisse, erfreuliche und niederschmetternde, förderliche und gefährliche. Einige davon waren so spannend und eindringlich, dass ich davon in diesem Büchlein erzählen möchte, weil manche von ihnen auch für andere von Interesse sein und zum Nachdenken und Innehalten herausfordern könnten. Zumal sich nach Fertigstellung des Manuskripts herausstellte, dass fast alle Kapitel mit der Begegnung und dem Verhältnis zu Fremden und Fremdem zu tun haben.

¹ Die genaue Zahl steht nicht fest, da bei einer Reihe von Ländern (z.B. Palästina) deren politischer Status umstritten ist.

Man könnte auch sagen: Viele Geschichten variieren auf ihre Weise das Thema „Gastfreundschaft“ oder auch „Willkommenskultur“, die wir unendlich oft auf unseren Reisen erfahren durften. Und dieses Thema dürfte ja auch für die heutige Gesellschaft wohl eine ständige Herausforderung bleiben. Die einzelnen Geschichten sind jeweils eingebettet in den Bericht von einigen großen Fahrten, in denen sie ihren ursprünglichen Platz haben. Darin sind dann oft auch, wenn es passt, parallele, ähnliche oder konträre Erlebnisse aus anderen Reisen eingefügt. Nur zweimal wurden Geschichten aus ihrem ursprünglichen Kontext in den Verlauf einer anderen Reise eingearbeitet. Eine Ausnahme bildet Kapitel III über die Wüste. Hier sind Erlebnisse und Erfahrungen ganz unterschiedlicher Reisen zusammengefügt. Etliche Passagen und Fotos dieses Buches finden sich bereits in anderen Veröffentlichungen von mir.²

Das vorliegende Geschichten-Buch beruht nicht allein auf meinen persönlichen Erinnerungen. Vieles davon hatte ich längst vergessen. Doch auf fast all unseren Fahrten gab es das „Amt“ des Chronisten, der im Detail nicht nur unsere Routen und Koordinaten festhielt, sondern auch die Erlebnisse und Begegnungen, die Vorkommnisse und das, was es zu essen gab, sowie nicht zuletzt die Themen der abendlichen Gespräche. Jeder der Reiseteilnehmer bekam von dieser Chronik ein Exemplar zur bleibenden Erinnerung. Aufgrund dessen konnte und kann das Vergangene wieder lebendige Gegenwart werden, so wie es mir persönlich auch mit diesem Buch geschah.

Gisbert Greshake

² So zum Beispiel auf den Seiten 17f, 38ff, 107ff. Vgl. dazu G. Greshake, *Die Wüste bestehen*, Freiburg i. Br. 1979, ⁵1990, Karlsruhe ⁶1998, Kevelaer ⁷2004, 97f; ders., *Spiritualität der Wüste*, Innsbruck-Wien 2002, 19f, 149, 167ff.

I

GASTFREUNDSCHAFT Ja und Nein, so und so

In der „Herberge des barmherzigen Samaritans“

Im Früherbst des Jahres 1962 unternahmen wir zu zweit eine Reise ins Heilige Land. Wir wollten – nach einer Anreise per Bahn (über den Balkan nach Istanbul, dann mit der Bagdad-Bahn durch die Türkei nach Syrien) und weiter ab Aleppo mit Dolmuş-Taxis nach SüdJordanien – einen Teil des Weges der von der Bibel berichteten sogenannten „Landnahme Israels“, von Ägypten ins Land der Verheißung, zu Fuß nachgehen. Soweit es halt im Rahmen dessen, was damals aufgrund der politischen Lage möglich war, ging. So waren wir von Karak (= Kir Moab), der ehemaligen Hauptstadt der Moabiter, zu Fuß aufgebrochen und nach vielen Mühsalen des Weges durch Wüsten und Halbwüsten sowie einigen bösen Überraschungen (Überfall³) schließlich in Jericho angekommen. Dort erholten wir uns ein paar Tage im schattigen Park des Franziskanerklosters, der die glühende Hitze, die über dem Jordangraben lag, ein wenig vergessen ließ. Wie sollte es nun weitergehen?

Wir hatten die Anstrengung des Weges, die extreme Hitze am Toten Meer und in der Jordansenke sowie die drückende Last unseres Wasservorrats und Gepäcks (darunter ein – wie sich später herausstellte – völlig überflüssiges Zelt) weit unterschätzt und waren mit unseren Kräften ziemlich am Ende. Zwischen Jericho, das 250m *unter* dem Meeresspiegel liegt, und Jerusalem mit dessen höchstem Punkt von 827 m (in einer Hügelkette rings um den Ölberg, der 809 m hoch ist), gab es einen Höhenunterschied von über 1000 m, und der Weg dorthin führte ausschließlich durch die Wüste, die weithin bekannte Wüste Juda. Und das bei „grimmiger“ Hitze! So beschlossen wir, den Weg, eine gut zu erkennende Piste bzw. Naturstraße von über 30 km, bei Nacht zu gehen.

³ Siehe dazu Greshake, Wüste (Anm.2), 22ff.

Unangenehm waren die ersten 100-200 Meter, sie führten durch ein palästinensisches Flüchtlingslager, das wir nicht umgehen konnten. Das Ende des britischen Mandats über Palästina und die Staatsgründung Israels, die gegen den massiven kriegerischen Widerstand der Araber, besonders der Palästinenser erfolgte, lag noch nicht allzu lange zurück. Deshalb brodelte es in den riesigen Flüchtlingslagern Jordaniens, die sich als fort-dauerndes Zeichen des Protestes gegen Israel verstanden und ihre Bewohner entsprechend indoktrinierten. Und da jedermann sehen konnte, dass wir keine Palästinenser, nicht einmal Araber waren, erregten wir den Verdacht, Juden zu sein. Kein Wunder, dass wir beim Durchqueren des Lagers einige Male angerempelt und mit Steinen beworfen wurden und froh waren, diese Passage hinter uns zu haben.

Darauf begann eine ruhige Wegstrecke, sie führte zunächst entlang des Wadi Quelt, bis wir, bereits in der Dämmerung, am St. Georgskloster vorbeikamen. Gerade hier ging dann auch die Sonne nach sehr kurzer Dämmerungszeit unter.

Ein Farbenspiel ohne gleichen begann: Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne brachen sich auf ganz unterschiedliche Weise mit den Wolken des Abendhimmels, so dass ein wunderbares Lichtspiel begann, das sich zusammen mit der Stille und Weite der Wüste als so etwas wie ein „Gesamtkunstwerk“ darbot.

Kurz darauf breitete sich ein herrlicher Sternenhimmel über uns, der nur wenig vom Licht des gerade aufgehenden Mondes beeinträchtigt wurde, und ließ etwas ahnen von unendlicher kosmischer Weite und vom Glanz des ewigen Lichtes. Stille machte sich breit. Und da die Piste ziemlich sandig war, hörte man nur leise das mahlende Geräusch unserer Schritte. Manchmal waren aus weiter Ferne das kurze Bellen von Feneks oder Schakalen und auch das Heulen von Wölfen auszumachen. Doch sonst abgrundtiefes Schweigen und grenzenlose Weite! So hätte die Strecke durch die Dünen mit ihren vom Wind in den Sand gezeichneten wunderschönen Formen und Mustern entlang der sandbedeckten



Abendhimmel über der Wüste Juda

Hügel und Schluchten der Wüste Juda ein Höhepunkt unserer Wanderung werden können.

Aber da war und blieb die erstickende Hitze auch jetzt in der Nacht, die drückende Last des Gepäcks und die ständige Steigung des Weges. Immer langsamer ging es voran, immer häufiger blieben wir stehen, um den Atem zur Ruhe kommen zu lassen und den Schweiß aus den Augenhöhlen zu wischen. Würden wir bis Jerusalem durchhalten können? Sollten wir uns nicht einfach ein wenig abseits des Weges in den Sand legen und ausruhen? Aber konnten wir das angesichts umherschweifender Schakale und Wölfe (und vielleicht auch Menschen) riskieren? Also weiter!

Da – es war wohl gegen 1-2 Uhr – sahen wir ganz von fern zwei, drei schwache Lichtpunkte. Es musste jene Stelle sein, die von frommen Pilgern in einer abwegigen Historisierung des bekannten Gleichnisses Jesu (Lk 10,25ff) als „Herberge des barmherzigen Samaritans“ bezeichnet wird und die als solche auch auf unseren Karten eingetragen war. Wir gingen auf die Leuchten zu, die sich beim Näherkommen als ein paar armselige,

ungefasste elektrische Birnen erwiesen, die zum Teil vor einem verfallenden Haus und zum Teil hinter dessen zerbrochenen Glasfenstern ein schwaches, funzeliges Licht von sich gaben. Doch bevor wir das Ganze gründlicher in Augenschein nehmen konnten, wurden wir total erschreckt: Urplötzlich sprangen zwei Soldaten auf uns zu, leuchteten uns mit Taschenlampen an und gaben arabische Parolen von sich, die wir wohl zu Recht als „Stopp!“ und als Aufforderung, uns auszuweisen, interpretierten. Offenbar hatten wir es mit einer Militärstation zu tun. Wir versuchten es mit Englisch: „Wir sind zwei Deutsche, Pilger nach Jerusalem. Ist es wohl möglich, dass wir uns hier ein wenig in den Sand legen, um uns auszuruhen? Wir sind völlig kaputt!“ Die Soldaten wechselten ein paar arabische Worte miteinander und gaben uns ein Zeichen zu warten; dann ging einer von ihnen ins Haus hinein.

Nach wenigen Minuten erschien ein Offizier, ließ sich von uns die Lage erklären und sagte darauf kurz und bündig: „Kommt mit!“ Er führte uns ins Gemäuer hinein, eine veritable Bruchbude, und betrat mit uns eine Art „Schlafsaal“, in dem bei stickiger Luft auf einfachen Feldbetten ohne weitere Ausstattung (Decken oder dergleichen) etwa 10-12 Soldaten schliefen. Der Offizier rüttelte zwei Soldaten wach, sie mussten aufstehen, irgendwohin „verschwinden“ und uns ihre Betten überlassen, nachdem einer von ihnen zuvor noch ein undefinierbares Getränk zu servieren hatte. Wir wussten gar nicht, wie uns geschah. Da mussten Soldaten ihr Bett für uns hergeben und jetzt womöglich irgendwo auf dem Boden weiterschlafen, nur damit wir eine ordentliche Übernachtungsmöglichkeit hatten! Jede Form von Protest unsererseits wurde im Keim erstickt. Und kaum hatten wir uns hingelegt, schliefen wir auch sogleich ein.

Dann am Morgen: Möglichkeit zum Duschen und Einladung zum Frühstück (Kaffee, Fladenbrot und ein paar Früchte). Frisches Wasser zum Mitnehmen. Viele gute Wünsche von Seiten des Offiziers, aber auch zahlreicher Soldaten für unseren weiteren Weg nach Jerusalem. Wir waren lange ganz fassungslos, aufgewühlt, überwältigt. Solche Form von Gastfreundschaft an völlig Fremden hatten wir zuvor noch nie erlebt. Entsprechend bedankten wir uns auch überschwänglich und von ganzem Herzen. Aber der Offizier winkte ab: „Das ist doch selbstverständlich. Wenn ich mal zu euch nach Deutschland komme, werde ich doch das Gleiche bei euch erfahren!“

Als wir uns später über das Erlebte austauschten, zeigte sich, dass mein Reisepartner und ich in diesem Augenblick haargenau dasselbe dachten, nämlich: „Oje! Hoffentlich kommt der nie nach Deutschland, um dort in seinen Erwartungen enttäuscht zu werden oder gar völlig Gegenteiliges zu erleben!“

„Cousins perhaps, but not brothers!“

Gewiss, Gegenteiliges kann man nicht nur in Deutschland erleben. Es waren gerade einmal 2 Tage her, dass wir von Jericho unter vielen Mühen auf den sogenannten „Berg der Versuchung“ (vgl. Mt 4,8) gestiegen waren und dort auch das alte orthodoxe Kloster besucht hatten. Wir stellten uns als katholische Priester vor. Doch dies stieß keineswegs auf positive Reaktionen. Eher misstrauisch ließ der Mönch uns einen Blick in die Kirche werfen und gestattete uns, kurz die wunderbare Aussicht auf Jericho, das Jordantal und das Tote Meer zu genießen. Obwohl wir vom Aufstieg völlig erschöpft waren und von Schweiß nur so triefen, bot er uns kein Wasser oder eine andere Erfrischung an, vielmehr drängte er uns dazu, unseren Besuch bald abzuschließen. Ich machte einen letzten Versuch. Da gerade zu dieser Zeit das Zweite Vatikanische Konzil sich um ein neues, gutes und intensives Verhältnis zu den orthodoxen Kirchen bemühte, fragte ich ihn, ob er es nicht auch schön finde, wenn jetzt wieder neu die Brüderlichkeit zwischen den christlichen Kirchen, auch zwischen katholischer Kirche und orthodoxer Christenheit, entdeckt und praktiziert werde. Seine Antwort: „We are not brothers!“ Auf meinen erschrockenen Blick hin ergänzte er: „Cousins, perhaps, but not brothers!“

Ähnliches haben wir noch fast 30 Jahre später auf dem Athos, der halb-autonomen Mönchsrepublik und heiligen Berg des orthodoxen Mönchtums erlebt. In einer Reihe von Klöstern wurde uns Gastfreundschaft nicht nur verwehrt, sondern geradezu ins Gegenteil gewendet. Es war Anfang des dritten Jahrtausends, also viele Jahre nach dem II. Vaticanum und dem durch Paul VI. und Athenagoras markierten Neuanfang des Verhältnisses von katholischer und orthodoxer Kirche. Nachdem wir uns zu viert rechtzeitig angemeldet und das sog. Diamonitron, ein Art Besuchs-Visum für

den Athos, erhalten hatten, durften wir sicher sein, vier Tage lang die Gastfreundschaft der vielen unterschiedlichen Klöster in Anspruch nehmen zu dürfen. Doch was für eine Gastfreundschaft! Schon gleich am ersten Abend traten wir mit zahlreichen anderen Gästen in das Refektorium des ersten von uns besuchten Klosters ein und nahmen dort an einem langen Tisch Platz, um am Abendessen der Mönche teilzunehmen. Kaum hatten wir uns gesetzt, kam ein Mönch und fragte uns, ob wir orthodoxe Christen seien. Als wir dies verneinten, wurden wir aufgefordert, den Tisch zu verlassen. Man führte uns in ein kleines, abgelegenes, ziemlich schäbiges Zimmer hinein, wo wir mit einigen einfachen Leuten, offenbar Personal des Klosters, das Essen erhielten. Am darauffolgenden Morgen setzte sich das Spiel fort. Als wir früh zum Gottesdienst in die Kirche gingen und dort bewusst in den hintersten Reihen des Gotteshauses Platz nahmen, wurden wir prompt wieder herauskomplimentiert, diesmal in den Narthex der Kirche, eine Art Vorhalle, die traditionsgemäß als Ort der Katechumenen und Büsser, die von den Sakramenten ausgeschlossen waren, benutzt wird. Entsprechend ist es auch der Ort für Exorzismen und Wiederversöhnung der Büsser (Beichte). Und nicht nur dies: Es ist auch der Ort, wo man die Verstorbenen bis zum Begräbnis abstellt. Und tatsächlich stand an diesem Morgen dort ein verschlossener Sarg. Das war also jetzt „unser Ort“. Gastfreundschaft?

Doch ist unbedingt hinzuzufügen, dass wir in den nächsten Tagen in anderen Klöstern auf dem Athos auch andere, freundlichere Formen der Aufnahme erlebt haben. Und zudem dürfte heute wohl auch in den meisten orthodoxen Kirchen eine Einstellung, wie wir sie am ersten Abend erlebt hatten, nur noch selten zu finden sein. Aber mit unserer Erfahrung auf dem „Berg der Versuchung“ in Jericho und der in der „Herberge des barmherzigen Samaritans“ prallten damals für uns zwei Grundeinstellungen aufeinander: Christen betrachten Mitchristen nur als „Cousins“ und praktizieren nicht einmal das Minimum an Gastfreundschaft, die Gabe eines Trunks frischen Wassers (vgl. Mt 10,42), während wildfremde Soldaten, vermutlich Moslems, uns wahrhaft als Brüder behandelt haben.

Aber nochmals: Auch innerhalb orthodoxer Kirchen haben wir in Sachen Gastfreundschaft ganz anderes erlebt. In den 60er und 70er Jahren waren wir im Rahmen eines Einsatzes für palästinensische Flüchtlingskinder mehrmals im Jahr in Bethlehem. An Wochentagen gingen wir gern

in die altherwürdige Geburtskirche und nahmen an der orthodoxen Liturgie teil, zumal mein Projekt- und Reisegefährte, Archimandrit P. Johannes Peters, Priester des unierten Ritus war. Weil wir um die Empfindlichkeit zahlreicher Orthodoxer bezüglich einer „communicatio in sacris“, d.h. einer Teilnahme an gemeinsamem Gebet und Gottesdienst wussten, blieben wir bei der Austeilung des sogenannten Antidorons, eines Stückchens gesegneten Brotes (aber nicht des eucharistischen Leibes Christi!) am Ende der Eucharistiefeier, an unserem Platz und gingen nicht nach vorn. Aber ganz oft, wenn nicht gar immer, gab man uns, von denen man genau wusste, dass wir „Lateiner“ waren, einladende Zeichen, doch vorzutreten, und reichte uns freundlich lächelnd das Antidoron.

Dieses freundlich einladende Lächeln war auch der Grund, weshalb wir uns an einem Sonntag im Oktober, dem „Fest des Gedächtnisses der Heiligen Väter, die auf dem Siebten Ökumenischen Konzil versammelt waren“, kurz auch „Fest der Heiligen Ikonen“ genannt, dazu bewegen ließen, im Anschluss an die Eucharistiefeier mit Kerzen in den Händen an einer feierlichen Prozession mit viel festlich bekleidetem Klerus und Volk und unzähligen Ikonen teilzunehmen. Über die Hälfte des Prozessionsweges, der aufmerksam von misstrauisch blickenden lateinischen Franziskanern, die aus der benachbarten römisch-katholischen Kirche herübergekommen waren, beobachtet wurde, hatten wir schon hinter uns, als Johannes mich plötzlich anstieß und sagte: „Um Gottes willen! Um Gottes willen!“ Ich: „Was hast Du denn? Was ist denn los?“ – Er: „Heute am ‚Fest der Heiligen Ikonen‘ werden im Zusammenhang dieser unserer Prozession alljährlich die Bannflüche der Orthodoxen von 1054 gegen die katholische Kirche wiederholt! Und wir machen da mit?!“ – Ich: „Ach, solange wir selbst diese Bannflüche nicht sprechen, werden die durch unsere fromme Gegenwart wohl eher ins Gegenteil verkehrt!“

Und tatsächlich: Nur wenig später fand die berühmte Begegnung von Papst Paul VI. und Patriarch Athenagoras statt, auf der man übereinkam, die Bannflüche von 1054 „dem Vergessen anheimfallen“ zu lassen und sie „aus dem Gedächtnis der Kirche zu tilgen“. So nahm die freundliche Einladung seitens des orthodoxen Klerus von Bethlehem, an der Ikonen-Prozession teilzunehmen, diese neue Situation gewissermaßen schon vorweg.

Sowohl die Gastfreundschaft unter Christen (ja und nein, so und so!) wie auch die Gastfreundschaft seitens muslimischer Soldaten - diese Erfahrungen ließen mich in der Folgezeit bis heute nie mehr los, sie begleiteten mich ständig und wiederholten sich variantenreich unzählige Male auf unseren zahlreichen Reisen.

II

DURCHS WILDE KURDISTAN UND NOCH VIEL WEITER

Unterwegs zum Trekking im Himalaja

Auf vielen, nein, auf fast allen unserer Reisen erfuhren wir von Seiten der besuchten Länder große, manchmal sogar „umwerfende“ Unterstützung, Hilfe und Freundschaft. Dafür kann exemplarisch unsere Nepal-Expedition von 1979 stehen.

Lächeln

Lange geplant, wollten wir zu viert mit eigenem Auto von Wien aus in den Himalaja fahren, um dort eine größere Trekking-Tour zu unternehmen. Da wir als Professoren bzw. als Studenten in den Studienbetrieb eingebunden waren, kamen dafür nur die Semesterferien, Februar bis Mitte März, in Frage. Das Zeitfenster war also knapp bemessen. Es kam hinzu, dass unser Fahrzeug, ein geländegängiger Landrover mit seinen nur 50 PS, angesichts der Riesenentfernung und erheblichen Überladung recht „schwach-brüstig“ war. Es hatte zwar drei verschiedene Getriebe – außer dem normalen und dem für einen Geländewagen typischen Reduziergetriebe noch einen Over-drive-Antrieb –, so dass man mit insgesamt 15 Gängen jeweils auf die günstigste Kraftausbeute schalten konnte, aber über einen Durchschnitt von gut 60 km/h kamen wir selten hinaus. Es galt also recht häufig, ununterbrochene Tag-Nacht-Fahrten einzusetzen, um die gewaltigen Strecken in möglichst kurzer Zeit zu absolvieren. Nachtfahrten legten sich auch nahe, weil schon gleich zu Beginn, bei der Fahrt

durch das anatolische Hochland, die Nächte bitterkalt waren. Das verspürten besonders die zwei von uns, die keinen Schlafplatz im Wagen selbst mehr hatten, sondern die Nächte draußen auf dem Dachgepäckträger unter einem selbstgebastelten zeltartigen Regen- und Schneeschutz verbringen mussten. Da reichten auch je zwei Schlafsäcke nicht aus, um bei strengem Frost und reichlichem Schneefall die Kälte zu vertreiben. Deswegen war es angenehmer, die Nächte mit eingeschalteter Heizung durchzufahren und trotz unbequemer Sitzposition drinnen ein wenig Schlaf zu finden. Natürlich in der Hoffnung, dass der jeweilige Fahrer bei den damaligen miserablen Straßenverhältnissen in der Osttürkei ganz wach und sehr, sehr aufmerksam war.

In der Türkei herrschte damals aus unerfindlichen Gründen akuter Treibstoffmangel. Es gab kaum noch offene Tankstellen, an denen wir unsere fast leeren Tanks hätten füllen können. So waren wir angesichts der eisigen Temperaturen in der Türkei und des herrschenden Treibstoffmangels froh, nach einer langen Nachtfahrt endlich an die sog. Kilikische Pforte zu kommen und dann entlang der syrischen Grenze bald den Irak zu erreichen, wo es Dieselkraftstoff in Hülle und Fülle gab und uns nach der anatolischen bitteren Kälte schon echte Hitze entgegenschlug.

Doch zuvor hatten wir erst einmal den irakischen Grenzposten zu passieren. Wir wollten dies morgens tun und dann schnell weiterfahren, um den Tag ganz auszunutzen. So hofften wir, die Formalitäten recht bald hinter uns zu bringen. Aber von wegen! Mit Erstaunen und Erschrecken stellten wir fest, dass eine ungeheure Menge von Last- und Personenwagen wie auch Autobussen vor uns auf die Abfertigung warteten. Nicht nur das kleine Zollhaus, in dem jetzt schon eine Bruthitze herrschte, war voller Menschen, auch ringsum lagerte man im Schutz jedes auch nur andeutungsweise sich anbietenden Schattens. Englische Touristen erzählten uns, dass sie bereits 12 Stunden warteten. Der Modus der Grenzformalitäten sei vor ein/zwei Tagen umgestellt worden, und die neue Art und Weise sei den Beamten über den Kopf gewachsen; so gehe kaum etwas weiter. Und wirklich! Im Hauptbüro der Zollstation stand ein großer Tisch, voll bedeckt mit Hunderten von Pässen, die in buntem Farbgemisch in einem ungeordneten Riesenhaufen unter- und übereinander lagen. Ein Zöllner nahm uns unsere vier Pässe ab und warf sie zu den anderen. Immerhin: unsere Pässe lagen jetzt *obenauf!*

Aber es geschah nichts, gar nichts. Tauchte ein Beamter auf, gingen wütende Türken und Araber auf ihn zu und redeten heftig auf ihn ein; sie drängten offenbar, endlich die Abfertigung zu beginnen. Ein Achselzucken war die Antwort. Nichts passierte.

Wir machten uns auf eine lange, lange Wartezeit gefasst, verließen aber den Schalteraum nicht, sondern hielten uns in der Nähe „des“ Tisches auf. Nach etwa 2 Stunden – schon gegen Mittag – setzte sich ein Beamter an den Tisch. Wir blickten gespannt auf ihn. Sollte es jetzt weitergehen? Der Zöllner sah die riesige Anzahl von Pässen, die da vor ihm lagen, und ... gähnte, gähnte aus Leibeskräften. Mit weit ausgespanntem Mund, aus dem eine Anzahl schöner, weißer Zähne herausblitzte. Wir mussten lachen. Aber es war ein gutes Lachen, kein bissiges oder höhnisches, sondern ein Lachen, das Verständnis und Mitgefühl zum Ausdruck brachte. Wirklich! Was sollte man angesichts so vieler Pässe in dieser unerträglichen Hitze zunächst einmal anderes tun als gähnen. So lachten wir mit einem Lachen der Sympathie. Der Beamte sah unser Lachen und verstand es offenbar sogleich. Er lächelte zurück, über sich selbst, über die Situation und über uns. Dann stand er auf und ging auf uns zu. „Wo sind Ihre Pässe?“ Ich zeigte hin, sie lagen immer noch fast oben und waren gerade noch sichtbar. Der Beamte nahm die Pässe trotz wütender Proteste anderer Anwesender, die zum Teil schon fast einen ganzen Tag warteten, und führte die Formalitäten durch. Lächelnd gab er uns die Papiere zurück. „Finished!“ Wir konnten passieren. Der Zöllner verließ wieder den großen Tisch. Er hatte in der Mittagszeit vier Pässe erledigt. Das reichte zunächst einmal. Sollten halt die anderen noch ein wenig weiter warten. Wir aber waren durch, wegen eines guten, mitfühlenden Lächelns.

Wir haben die Kraft und Wirkung solchen Lächelns oft erfahren: Wenn wir in der Wüste Nomaden trafen und uns sprachlich nicht verständigen konnten, war das erste: Lächeln. Es fand immer sofort seine Antwort: Man lachte zurück, man grüßte uns, man war freundlich zu uns.

Besonders eindringlich erlebten wir dies einmal im afrikanischen Regenwald in Kamerun. Bei der Fahrt auf einer sehr romantischen, aber schmalen Piste durch den Urwald fanden wir abends zunächst keinen Platz, wo wir zum Schlafen die Autos hätten abstellen können. Denn unmittelbar rechts und links der aus gestampftem Erdboden bestehenden

Fahrbahn begann sogleich das undurchdringliche Dickicht des Regenwalds. So fuhren wir einige Stunden länger als geplant durch das Dunkel der Nacht, bis sich endlich auf der rechten Seite eine ungefähr 10 x 20 Meter große Grasfläche öffnete. Erschöpft stellten wir unsere Wagen ab und sanken sogleich in den Schlaf, der dann allerdings immer wieder aufgeschreckt wurde von einer ununterbrochenen helllauten Geräuschkulisse seltsamer Schreie und Pfiffe, von Knistern, Knastern und Knarren, von Gekreische und Gestöhne, von Ächzen, Bellen und Knurren. Günter erfand dafür das Wort „Urwald-Disco“.

Als wir dann am andern Morgen das Frühstück bereiteten, hörten wir ein seltsames Rascheln. Sollte sich da ein Tier an uns heranschleichen? Zugleich sah ich aber das Vorüberhuschen von irgendetwas „Farbigem“. Ich ging langsam darauf zu und, siehe da!, vor mir stand ein sehr, sehr kleiner tiefbrauner Mann, offenbar ein Pygmäe mit Pfeil und Bogen, der sich mir ganz schüchtern, ja erschrocken und ängstlich darbot. Und da erwies sich wieder die Macht des Lächelns: Ich lachte den wirklich kleinen Mann an, reichte ihm lachend die Hand und zog ihn zu uns auf unseren Lagerplatz. Auch meine Kameraden lachten freundlich, reichten die Hand und schlugen ihm auf die Schulter. Alles lächelnd. Und mit einem Mal war die Angst aus dem Gesicht unseres „Gastes“ verschwunden. Auch er lachte. Zwar fanden wir keine Sprache, in der wir uns verständigen konnten. Aber das Lachen reichte aus, um herzliche Gemeinschaft mit ihm zu schaffen. Und als er auf unsere – durch Zeichen ausgedrückte – Bitte hin dann noch zeigte, wie er den Pfeil sehr genau auf ein von uns an einem Baum markiertes Ziel schoss und wir mit zustimmendem Lachen kräftigen Beifall klatschten und diesen noch durch kleine Geschenke unterstrichen, da war für diesen Augenblick zwischen wildfremden Menschen Freundschaft geschaffen. Die Macht des Lachens!

Doch zurück zu unserer Nepal-Tour. Nachdem uns das Lächeln einen schnellen und unkomplizierten Grenzübergang in den Irak verschafft hatte, stießen wir auf ganz andere Probleme. Uns war natürlich bei der Planung der Reise bekannt gewesen, dass der Iran, den wir nach dem Irak zu durchqueren hatten, damals in einer schweren politischen Krise stand. Gewaltsame Demonstrationen und terroristische Anschläge gegen das Shah-Regime erschütterten das Land und führten zu bürgerkriegsähnli-

chen Unruhen. Sollten wir da die Reise riskieren? Nun waren wir es gewohnt, bei unseren Reisen in außereuropäische Regionen ständig irgendwo auf Unruhen zu stoßen, hatten dabei aber auch immer erfahren, dass es gute Möglichkeiten gab, diese zu umgehen. Doch dieses Mal schien es anders zu sein: Der Schah hatte im Januar das Land verlassen und damit den revolutionären Kräften freien Raum gegeben. Am 1. Februar kehrte Khomeini, der in der Folgezeit der geistliche Führer des Iran wurde, aus dem französischen Exil zurück und führte damit die kriegerischen Auseinandersetzungen auf einen letzten Höhepunkt. Was sollten wir nun tun, als wir am 2. Februar nach einer Parforce-Fahrt durch den Irak, vorbei an Mossul (Ninive), Kirkuk und Khanaqin an die iranische Grenze kamen? Die Fahrt abbrechen und zurückkehren?

Revolutionsgarden – einmal so, einmal anders

Der verlassen wirkende irakische Grenzposten konnte uns keine Empfehlungen geben; er wies nur darauf hin, dass es seit 2 - 3 Wochen weder hin noch her irgendwelchen Grenzverkehr gäbe. Er machte uns das Angebot, einer von uns könne zu Fuß ja mal zur iranischen Grenzstation hinübergehen und sich dort erkundigen. Günter, der von einer früheren Reise in den Hindukusch her (auf der er – offiziell anerkannt! – zwei Sechstausender ersterstiegen hatte) ein wenig Farsi (Persisch) konnte, machte sich auf den Weg. Als er nach geraumer Zeit zurückkehrte, lachte er nur. „Eine bizarre Situation! Als ich mich der Grenzstation näherte, lag da, gemütlich auf der Wiese ausgestreckt, ein Soldat mit einem Maschinengewehr, er bewachte Schafe und hörte von seinem kleinen, blechern klingenden Radio gerade ‚Die schöne blaue Donau‘ von Johann Strauß. Ein Bild des Friedens! Und da findet nur wenig davon entfernt ein Revolutions- und Bürgerkrieg statt!“ Die Empfehlung des Grenzpostens war: „Wartet noch eine Woche hier an der Grenze, dann ist bei uns wieder der Friede eingekehrt!“ Schön und gut! Nur: so lange Zeit hatten wir nicht (ganz abgesehen davon, dass sich später herausstellte, dass die Unruhen noch wochenlang weitergingen). Was also tun?

Nach langer Beratung entschlossen wir uns zur Weiterfahrt, nicht zuletzt auf Drängen unserer beiden Studenten hin. Als wir dann zum iranischen Grenzposten kamen, hörten wir zwar nicht mehr den Donauwalzer, wohl aber hatte man sich auf uns, die wir die einzige Klientel waren, in anderer Weise „vorbereitet“. Man klebte ein riesiges Poster mit dem Konterfei von Khomeini auf die Rückseite unseres Wagens. Sodann empfahl man uns: „Meidet die Durchfahrt durch große Städte! Und sobald ihr Probleme habt, ruft: ‚Tod dem Schah! Es lebe Khomeini!‘“ Und das übte man mit uns auf Farsi.

Soweit ich mich erinnere, hieß es: Mag bar Schah! Zemandah bad Khomeini! oder so ähnlich. Jedenfalls mussten wir das mehrere Mal wiederholen, bis die Zöllner mit unserer Aussprache und Deklamation zufrieden waren und uns mit allen guten Wünschen den Weg frei gaben.

Auf der Straße nach Khorramabad war zunächst wenig Verkehr. An der ersten Tankstelle, die wir aufsuchten, betrachtete man uns mit äußerstem Misstrauen, wohl weil man unserer Identität misstraute und die oliv-grüne Farbe unseres Wagens eher auf einen militärischen oder paramilitärischen Einsatz schließen ließ. Als wir zahlten, riss der Tankstellenwärter als erstes das Gesicht des Schahs, das auf der Banknote abgebildet war, heraus, so dass jetzt mitten im Geldschein ein Loch prangte. Ebenso verhielt es sich mit dem Wechselgeld, das wir zurückerhielten. Wir erinnerten uns sogleich daran, dass das ja eine uralte Methode war: *Damnatio memoriae!* – Zerstörung der Erinnerung an verhasste Persönlichkeiten!

Die immer noch ziemlich verkehrsarme Straße führte kontinuierlich „durchs wilde Kurdistan“ (Karl May) hinauf, in eine wirklich aufregende, unübersichtliche Berglandschaft. Vor dieser Region Kurdistan hatte man uns schon in Österreich völlig unabhängig von der derzeitigen politischen Situation gewarnt: Da die Kurden sich vom persischen Regime unterdrückt fühlten, unternahmen sie immer wieder Anschläge, Überfälle und Räubereien. Als wir uns gegen Abend dennoch anschickten, auf einem kleinen Platz unweit der Straße unser Nachtlager aufzuschlagen, hielten spontan Fernfahrer an, um uns sehr eindringlich davon abzuhalten. Die Lage sei zu gefährlich. In der Nacht beherrschten kurdische Banden und Freiheitskämpfer diese Region. Auch sie selbst würden nur im Konvoi fahren. Deshalb sollten wir durch Kurdistan hinter ihnen herfahren. Wir ließen uns überzeugen und blieben in deren „Windschatten“. Bei der ersten Gelegenheit wurden wir von ihnen überdies zum Tee eingeladen.